

Pommersche Heimat

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt. — Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Turner Str. 61 oder an die Geschäftsstelle des Pommerschen Genossenschaftsblattes, Königsplatz 1a, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Pommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 3.

Ausgabe

Stettin, im April 1920.

14 000

9. Jahrg.

Eine Veröffentlichung zum Besten der Kehrberger Mühle.

Im Verlage T. Bielefeldt erschien unter Mitwirkung der Geschäftsstelle soeben eine kleine Schrift:

Aus der babylonischen Gefangenschaft der Deutsch-Amerikaner. Erzählt von einem, der, wie viele andere, Deutschland noch lieb hat."

Der Verfasser, ein Dr. Fritsch, im Jahre 1841 in Gollnow geboren, seit 1862 in Amerika, schildert Stimmung und Schicksale der Deutsch-Amerikaner während des Weltkrieges. Er hat den Erlös der kleinen Schrift zu Händen des Landesvereins bestimmt; ein gleiches hat im besonderen zum Besten der Kehrberger Mühle der Verlag getan. —

Als Anhang ist eine Beschreibung der Kehrberger Mühle nebst einer Darstellung der Bestrebungen zu ihrer Erhaltung beigelegt. Rudolf Krampe hat einige Bilder dazu gezeichnet.

Im Hinblick auf den guten Zweck bitten wir die Leser der Pommerschen Heimat, das Heftchen zu kaufen. Es kostet mit Porto, durch uns bezogen, 1,25 M. Wir geben für den Betrieb auch größere Mengen ab und nehmen Unverkaufes zurück.

Die Geschäftsstelle: Stettin, Turnerstr. 61.

Wojenthin.

In Wort und Bild von Rudolf Krampe.

"Wojenthin? Ja, was ist denn das?" — Was das ist, lieber Leser? Ein Flecken Erde von so wunderbarer Schönheit und so tiefer einsamer Abgeslossenheit, daß ich immer wieder in helles Entzücken gerate, wenn ich nur den Namen höre. — Heute sitze ich hier in dem stillen Waldwinkel meiner Heimat Schwentin, dem alten Stammgut der Kleist'schen Familie. Auf einem alten Friedhof, der jetzt schon in eine parkähnliche Anlage umgewandelt ist, steht noch heute unter uralten Eichen und Linden ein hohes, einfaches Eisenkreuz in einem Eisengitter und auf dem Kreuz die Worte: Hier ruhen in Gott dem Herrn die Gebeine der Familie von Kleist-Schwentin vom Jahre 1749 bis 1849, in welchem Jahre am 16. Dezember der Hauptmann Georg Joachim Wilhelm von Kleist, 82 J. 5 Mon.



Im Walde bei der Wojenthiner Mühle.

alt, im Glauben und Hoffnung zu seines Herrn Freude einging. Es ist die Erbbegräbnisstätte der Familie v. Kleist, der auch der Dichter Heinrich von Kleist entstammt. Sein Großvater und sein Oheim sind in dieser Familiengruft beigesetzt. Der auf dem Kreuz genannte Georg Joachim Wilhelm v. Kleist starb kinderlos. Nach dessen Tode ging das Gut in den Besitz einer andern Familie Kleist über. Über der alten Erbbegräbnisstätte stand in früheren Zeiten eine Kapelle und eine breite Lindenallee führte von hier zum alten Herrenhause. Die alten Linden haben das Menschenwerk überdauert. Sie ragen noch heute dicht geschlossen zum herbstsonnigen Himmel auf. Die Kapelle ist längst verschwunden und über dem ausgemauerten Gewölbe steht heute das Kreuz mit dem Eisen-

gitter.

So ein recht goldklarer Frühherbsttag ist heute! Die Meisen wispern, der Kleiber ruft sein jück! jück!, daß es weit hin schallt, und um die knorriegen Stämme der alten Eichen jagen sich die Eichhörnchen in aufregendem Spiel. An dem kleinen Schwenziner Kirchlein, dessen Turm sich so ein wenig iräumend auf die Seite neigt, vorüber, wandere

ich durch den Föhrenwald meinem heutigen Ziele: Wojenthin zu. Gleich hinter dem Walde ein Stückchen kahle Chaussee, bis ich bei Groß-Boldekom die Belgard-Bühlitzer Chaussee am Friedhof kreuze. Dann geht's in eine prächtige Allee hinein. Zu beiden Seiten Kartoffelfelder und darauf die Leute bei der Ernte. Munteres Schwätzchen und Rufen hinüber und herüber, bunte Tücher im Sonnenschein — schwerbeladene Kartoffelwagen von kräftigen Braunen durch den lockeren Acker gezogen. — In den Bäumen, in Strauch und Kraut geigen und zirpen die Laubheuschrecken wie toll und verrückt, und glitzernd schwaben die Marienfäden und weben weiße Schleier über meinen Weg. Nach etwa 10 Minuten Weges geht bei einem Gebüsch ein Richtpfad rechts ab ins Feld. Das Land senkt sich langsam und öffnet mir den Blick in ein weites Talbecken. Von beiden Seiten schieben sichkulissenartig bewaldete Hügel in das Tal. Über den Wäldern liegt ein feiner blauer Dunst wie ein zarter Schleier, und im Vordergrunde leuchten kräftig die ersten braungelben und roten Farbentöne des Herbstes. Kein Mensch weit und breit! Solch eine tiefe, stille Einsamkeit liegt über dem sonnigen Tale. Feierstunde für die Seele. — Dann steige ich langsam hinunter in das Tal; am

schattigen Walde vorüber führt der Weg in den Grund zu einer Mühle. Auf dem flachen Mühlenteich schnattern Enten und Gänse und in gleichförmiger Melodie klappt das Mühlenrad und rauscht das Wasser. Schade, daß das Mühlenrad durch einen vorgestellten Schuppen verbaut ist, sonst wär das schöne Bild noch schöner. Hinter dem Müh-



Blick in das Tal der Wojenthiner Mühle.

lenteich dehnt sich ein waldumrandetes Tal und dahinter hauft sich hoch ein Bergwald auf. — Da hinein geht nun hinter der Mühle rechts ab der Weg. In die Unebenheiten des Bodens schneidet der Weg tief hinein und windet sich als Hohlweg zwischen buntem Mischwalde hinauf. Ein ausgetretener Pfad führt nach einer kurzen Strecke rechts ab und kürzt mir den Weg zur Höhe. Nachdem ich wieder in den Hauptweg gekommen bin, beginnt bald zur rechten Seite ein hoher Zaun als Grenze des Wojenthiner Parkes. Aber dahinein will ich ja gerade; und so biege ich kurz vor dem Zaun in einen versteckten Pfad nach rechts ein. Nach wenigen Schritten stehe ich vor einem Landschaftsbilde von wunderbarer Schönheit. Förmlich den Atem hält man an, und wenn es nicht ringsum so feierlich still wäre, so möchte ich auftauchzen vor Lust! — Auf steiler Höhe stehe ich! Dicht vor meinen Füßen senkt sich steilab ein Rasenhang und unten am Grunde ein dunkler Weiher, über den ein Paar Schwäne leuchtend weiß ihre Bahn ziehen. Inmitten des Weihers auf einer kleinen Insel steht schlank und zierlich eine kleine gotische Kapelle; und im Hintergrund wellt sich in grünen und rotbraunen Wogen meilenweit der Wald. An einem Pfingstmorgen stand ich hier, als fern hinter dem Walde das Licht emporquoll. Wie war das herrlich! Wie kam es fastend erst und dann leuchtend in immer stärkeren Wellen über die Wipfel des Frühlingswaldes dahin — das Licht! Das erste reine jungfräuliche Licht des Frühmorgens! Immer, immer ist es hier so schön, auch heute wieder! Dunkle Tannengruppen stehen hier und da verteilt auf dem Rasenhang. An einzelnen Stellen stehen einfache Bänke zur Rast und Ruhe. Ich folge einem der Parkwege links schrägab ins Gehölz. Mitten drinnen unter leuchtenden Birkenstämmen ist ein Grab. Eine einfache Holztafel am Baumstamm erzählt, wer dort lange, lange schon schläft: „Tombeau du Marquis Cesar Alexandre Victor de St. Julien. 2. May 1803“. — So steht auf der Tafel. Ob es ein landesvertriebener Flüchtling gewesen ist, der hier fernab der Heimat seinen Ewigkeitschlummer hält; ich weiß es nicht. — Über eine Lichtung, von der aus man links auf der Höhe das graue Schloß der Wojenthiner Gutsherrschaft sieht, gehe ich hinunter zum Weiher und über eine breite Holzbrücke zu der kleinen Kapelle auf der Insel. Durch eine Gittertür sieht man in das Innere, wo das Licht durch farbige Scheiben gebrochen in bunten Strahlen weht. Vor dem Altar steht ein Sarg. Diese kleine Kapelle ist die Beisetzungsstätte der Wojenthiner Besitzer. Der Lebverstorbenen steht noch oben vor dem Altar. Die älteren Särge ruhen im Untergeschöß. Eine

schaurige Geschichte hat sich hier vor mehreren Jahrzehnten, ich glaube anfangs der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, abgespielt. Der damalige Besitzer im Schloß Wojenthin wurde eines Tages in seinem Arbeitszimmer durch das Fenster von draußen her erschossen. Ob irgend welche Rache den Verbrecher zu der Tat trieb? Seine völlige Auflösung hat der Mord nicht gefunden. Zwar ist ein Schuldiger gefunden und verurteilt worden, doch soll er die Tat bis zuletzt abgeleugnet haben. Wie mag das Ereignis damals die Gemüter in dieser weltfernen Einsamkeit erregt haben! Jetzt ist es so friedlich, so föstlich ruhig hier bei der Kapelle. In dem dunkeln Teich spiegeln sich die überhängenden Bäume, und ein Schwan kommt mit aufgebauten Schwingen mir entgegengerauscht. Durch eine Lichtung her grüßt vom Berge her der graue Schloßturm. Ich kann mich gar nicht losreissen von diesem Stückchen tiefster friedenvoller Einsamkeit. — Langsam gehe ich über die Brücke zurück und folge rechts einem halbverwachsenen Parkweg, der mich in den offenen Buchenwald hinaus und einer Anhöhe zu führt. Das Bild ändert sich schnell. Immer urwüchsiger wird der Wald und immer wechselnder die Bodenform. Jetzt stehe ich oben auf der sogenannten Schwedenchanze, einem mächtigen Rundwall von 100 Schritten Durchmesser. Fast senkrecht steil fallen die Wände nach drei Seiten hin ab. Unten, etwa 20 bis 30 Meter unter mir, quillt und rauscht es über mögige Steine und querübergestürzte Baumstämme. Ob ich wohl auf einer uralten Kultstätte stehe? Für mich ist es heute noch ein Halbgodom! Keines Menschen Stimme weit und breit! Nur Urstimmen der Schöpfung: Die sprudelnden Quellen unten und der rauschende Wind in den Baumwipfeln. Man geht hier so auf in dem Einsgefühl mit der Natur, daß mein blondes Mädchen, mit dem ich vor Jahren an derselben Stelle träumte, ganz erstaunt ausrief: „Horch! Menschen!“ Von irgendwo hatte der Wind eines Menschen Stimme hergetragen. Das hatte uns erschreckt.

Einen gewundenen Pfad gehe ich von dem trozig steilen Rundwall hinab in den Quellgrund und dann dem hüpfenden, murmelnden Wasser folgend talabwärts. Es wird mir wirklich wieder schwer, mich hier loszureißen! Immer und immer wieder schaue ich zu der Höhe zurück! Der verwachsene Weg führt nach kurzer Zeit aus dem Wald hinaus zum Wiesental und dem Rande desselben folgend zurück zur Mühle. Es ist fast Abend geworden. Die Talgründe haben sich mit Nebel gefüllt, der langsam wogend



Kötnerhaus bei der Wojenthiner Mühle.

dahinzieht und das frühere Seebeden wieder dem Auge vortäuscht. Die Hügel und Waldrücken erscheinen darüber flächenhaft, scharfschnitten und verdämmern leise in den Talwindungen der Ferne. Auf den Feldern ist es still geworden. Das Mühlrad rauscht. Träumend und sinnend wandere ich heimwärts.

Noch einmal „Rezin an der Randow“.

In der Februar-Nummer der diesjährigen „Monatsblätter“, herausgegeben von der „Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde“, findet sich, mit „Grd.“ unterfertigt, auch eine kurze Besprechung der Arbeit des Lehrers Heinrich Beckmann: „Rezin an der Randow usw.“, zu deren Lobe gesagt wird, daß sie „eine von warmer Heimatliebe getragene Schrift sei“. Denn, fährt der Rezensent fort, „ist sie auch schlicht und einfach geschrieben, so hat sie doch alle erreichbaren Quellen benutzt, und bietet dem Freunde pommerscher Heimatkunde ein möglichst vollständiges Bild eines Erdenwinkels in rein historischer und wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht.“ Eine derartige Kritik — denn mit einem einschränkenden „wenn auch“-Satz will man eben verkleinern, herabsetzen, — zum mindesten ein Lob dämpfen —, kommt mir genau so absurd vor, als wenn ein Sanitätsrat die Entdeckung eines naturheilkundigen Laien damit empfehlen würde, daß er sein Lob einleitete: Obwohl der Mann ein — Kurpfuscher ist, . . Als ob das Heilen ein Monopol der ärztlichen Kunst, Evangeliumsverkündigung ein solches der Pfarrer wäre, und als ob kein „Lai“ die heilige Schrift lesen dürfe. Das, Herr Grd., war — oder leider ist vielfach auch heute noch — der ganz falsche und veraltete Standpunkt des Mittelalters, daß sich kein Mensch mit Urkundenforschung befassen dürfe, als nur, wer richtiggehend Paläographie auf der Universität studiert und testiert bekommen und darin sein Staatsexamen gemacht hat. Als ob es — auf unsern Fall übertragen — nur eine Heimat wissenschaft gäbe und nicht das Ursprüngliche eine Heimatkunst wäre, die, wie es Heinrich Beckmann so wundervoll in seinem „dem Andenken seiner lieben und guten Mutter“ gewidmeten Vorworte ausmalt, dem Hohen Wall sein „Geheimnis“ zu entlocken, das taufrische Gras mit sinnendem Blick, den dunklen Eichwerder und den glihernden See, als Dichter und Denker zugleich zu betrachten weiß. In dieser „Arbeit“ handelt es sich nicht nur um Erschließung und Entzifferung verstaubter Pergamenttafeln, sondern um das Trinken aus lebendig sprudelnden, unversiegbaren „Quellen“, sie bietet, zumal sie ja „alte“ erreichbare Quellen benutzt hat, auch nicht nur ein „möglichst“ vollständiges Bild, sondern als ein Kunstwerk ist sie „aus einem Guß“ und daher „ganz“ vollständig, sie zeichnet auch nicht nur einen beliebigen „Erdenwinkel“, sondern aus der feinen Bemerkung: „Ich habe mich an der schönen Landschaft erfreut und immer gehofft, noch schönere Länder zu sehen, bleibt's uns selber zu schließen überlassen: Leider aber ist's mir nicht gelungen, eine schönere Landschaft oder ein schöneres Land kennenzulernen“. Auch nicht in „rein“ (d. h. wissenschaftlich purifizierter), historischer und wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht wird uns da ein Heimatbild geboten, sondern auch in stamm-, familien- und namengeschichtlicher Erweiterung. Das Wesentliche und Kernhafte der Dorfgeschichtsschreibung (Höfegeschichte), das doch in einer so gedrängten Besprechung unter keinen Umständen fehlen durfte, ist in jenem Satze nicht mit einem Worte berührt, geschweige denn gewürdigt worden. Außerdem hätte der Satz schon logischerweise so lauten müssen: Obgleich die Arbeit alle erreichbaren Quellen benutzt hat, ist sie doch schlicht und einfach geschrieben und bietet so usw.

Studienrat Dr. Haß-Schneidemühl.

Auch eine Folge der Rheinland-Besetzung.

In den vom 15. bis 17. April stattfindenden „Düsseldorfer deutschkundlichen Ferienvorlesungen“ wird u. a. über rheinische Kulturfunde, rheinische Musik, rheinisches Recht gelesen werden. Sind ähnliche Vortragsreihen, auf pommersche Verhältnisse übertragen, auch auf den gewiß hier und da gehaltenen Volkshochschulkursen in der Provinz gehalten worden? Eine Übersicht und Prüfung der in diesem Wintersemester gehaltenen derartigen Vorlesungen und Vorträge würde sicher auf den

Stand und die Bewertung der Heimatkunde in Pommern ein bedeutsames Schlaglicht werfen können.

Studienrat Dr. Haß-Schneidemühl.

Ausstellung für Heimatkunde und Heimatshuk.

Um die Mitarbeit an der Ausstellung zu erleichtern, veröffentlichen wir hiermit ein Teilprogramm derselben und bitten, die bezügliche Sammeltätigkeit unterstützen zu wollen! Anträgen sind an Herrn Professor Dr. Haß, Stettin, Arndtstraße 9, zu richten!

Vollständliche Abteilung.

I. Trachten.

a) Volkstrachten im engeren Sinne:

1. Mönchgut.
2. Weizacker.
3. Jamund.

b) Einzelne Trachtenstücke der allgemeinen Volkstracht, besonders aus älterer Zeit:

1. weibliche Tracht: Schürzen, Brusttücher, Gürtel, Hosen, Karfahauben, Flügelhauben, Gladusen;
2. männliche Tracht: Gestickte Westen, Bräutigamswesten, Hosenträger, Schützenbänder

c) Sticke:

Brauttücher, Brautschleier, Taschentücher, Hemdenpassen, Mustertücher, Perlenspitzen (Geldbörsen, Tabaksbeutel), Strumpfbänder.

d) Schmuck in Metall und Bernstein:

Broschen, Ohrringe, Fingerringe, Halsketten, Armbänder, Vorstecknadeln, Schützen-Orden und -Abzeichen, Tannenreiter-, Feuerwehrabzeichen.

II. Sitte und Brauch.

a) Geburt und Taufe:

Patenbrief, Patenpfennig, Einladung zur Taufe.

b) Hochzeit:

Bruuthahn, Bruutappel, Brautsaß, Hochzeitsschiff, Brautleuchter, Brautkrone, Hochzeitskrüge (sog. Krohh), Hochzeitsbänder, Brautführerschleifen.

c) Tod:

Totenkränze mit oder ohne Schleife, Epitaphe unter Glas, Totenschiffe zum Andenken an die auf See Gebliebenen.

d) Ernte:

Erntekrone, Ehrenkränze zum Binden.

e) Volksfeste:

Tonne vom Tannenreiterfest, Fastnachtsroute, Osterroute, Spett oder Gabel zum Gabensammeln.

f) Sonstige Sitten:

Osterwölfe, Niejahr, Privatbänder, Himmelsbriefe, Kriegs- und Krankheitsamulette, Besprechungsformeln.

III. Haushalt.

a) Hausgerät, besonders das durch Hausindustrie hergestellte:

binzengeflochte Stühle, bemalte Holzstühle, Kinderwiegen, Eckbretter (sog. Schent), Pfeifenständen, Klapptische, Strohmatten und Binsengeslechte, Truhen, Stiefelknäcke, Holz- und Nährästen, alte Uhren, Holzschnitzereien.

b) Wirtschaftsgegenstände:

Kessel, Fässer, Holzlöffel, Kellen, Kesselhaken, Mörser, Kannen; Zinn- und Messinggerät, wie Leuchter, Kuchenteller, Krüge; Mangelschötz, eingelegte Ellen und Metermaße; Backformen, Butterformen, Gegenstände der Milchwirtschaft, Gruidelsteine.

c) Leinenzeug aus der Hausindustrie und dazu gehörige Geräte, wie Spinnrad, Garnwinde, Haspel, Flachsträcker, Spulenhalter, Sprögelwoden, Weberschiffchen, Webstühle.

d) Topfgerät:

altes Porzellan, Fayence, Steingut, Töpfe und Geschirr zumal aus pommerscher Industrie (Pößnitz, Wolin usw.); Teller, Schalen, Tassen, Kannen.

e) Kinderpielzeug, soweit es durch Hausindustrie hergestellt ist.

Aus den Geburtsstagen unserer Dorfschulen.

Einige Kapitel pommerscher Dorfchronik
von Georg Vieck in Köslin.

(Schluß.)

In Barzwitz (Rügenwalder Amt) ist 1611 Jürgen Lange Küster und Lehrer. Eigenartig ist die Verpflichtung, wonach er „3 Stock Immen, einen alten und zwei junge, für die Kirche halten“ mußte. Hingegen erhielt er zu seinem Unterhalt u. a. 68 Schff. Hafer, von jedem Fang aus Witte 2 Dorsche, Eier, Wurst, Brot (mit dem Pfarrer zu teilen), mußte aber den Barzwitzern $\frac{1}{4}$ Tonne Bier und jedem andern Dorfe $\frac{1}{4}$ Tonne Hausbier zur Pfingstköft geben. Hundert Jahre später klagt der Barzwitzer Pfarrer über den so sehr mangelhaften Schulbesuch, hält auf der Kanzel strenges Gericht mit der Gemeinde, erzürnt dadurch den Schulzen und muß sich in seiner Bedrängnis an die Behörden wenden mit der Bitte um Schutz und Hilfe. Er klagt, „daß so viele Eltern sich dawiderseztet, ihren Kindern die selige Erkenntnis nicht gönnen, was so viel Unwissenheit und Sünden zur Folge habe“. Später, nachdem er Rückhalt bekommen, faßt er den Entschluß, „kein Kind einzusegnen und zum Abendmahl zu lassen, das nicht fertig lesen kann und die nötigen Stücke des Katechismus weiß. So habe ich, daß ich eher zum Ziel komme, mit allem Eifer darauf gedrungen, daß die Kinder vom 5. bis 12. Jahre müssen zur Schule gehn, wenn ich auch heftig verfolget werde. Auch müssen alle Knaben, so lesen können, paradiweise bei Leichen gehen, da bisher kein einziger vermögend war, ein Lied aufzuschlagen und zu singen, so mußte ich mit dem 58 Jahre alten Küster ganz allein die Leichen aussingen. Da mir das Singen so sauer wird, so stellte ich solches der Gemeinde vor und zeigte ihr den Nutzen, den ihre Kinder davon hätten: a) die Gemeinde hätte den Nutzen, daß es zu Ehren ihrer Verstorbenen gerechte, wenn viel Schulknaben vor der Leiche hersingen, b) die Knaben hingegen lernen 1. ein Lied aufzuschlagen, 2. den Liedern die gehörige Melodie geben, 3. sie lernen solches mit der Zeit auswendig, so daß sie dieselben zu Hause und auf dem Felde singen könnten, 4. sie könnten sich derselben in Not und Tod getröstet“. Zu solchen Mitteln mußte damals ein eifriger Pfarrer greifen, um wenigstens den äußersten Betrieb einer Dorfschule dürftig aufrecht zu erhalten. Seine Stellung in der Gemeinde war oft noch weniger beneidenswert als die des Küsterlehrers.

Bon einem Schulhalter in Ewentin wurde noch nach 1800 erzählt, er habe seine Wohnung im Schulhause mit dem alten entgleisten Pastor teilen müssen, was zu vieler Unzuträglichkeit führte.

In den großen Lauenburgischen Parochien Leba, Charbow und Neendorf-Garzigar finden wir um 1700 schon eine ganze Reihe Schulen, allerdings nur in den Kirchdörfern selbst. Die Schülerzahl ist sehr gering gewesen, brauchte doch der Charbrower Lehrerküster nur zwei Schulbänke. Die Küster waren auch allemal glücklich, wenn sie sich um das lästige Schulhalten drücken konnten, es brachte ihnen doch nur Zeitverlust, viele Sorge, Ärger und keinen nennenswerten Gewinn. Sie durften sich aber nicht weigern, waren sie doch als Kirchdiener dem Pfarrer zu jeder Leistung verpflichtet. Ein unabhängiger Mann ließ sich nicht in ein solches Joch spannen, wie es die schier brotlose Schulkunst war. In Garzigar wurde 1706 das Freiwerden eines Predigerwitwenhauses Anlaß zur Gründung einer Schule. Wohnung und Unterrichtszimmer war ein Raum „mit schwarz durchräucherten Wänden, kleinen verklebten Fenstern; in der Ecke standen Bett und Spind, im Kamin der Kartoffelgrapen neben dem nötigsten Kochgeschirr“. Was für „Subjekte“ damals auf die unschuldigen Kinder losgelassen wurden, darüber möchte ich lieber schweigen. Die Behandlung, die ihnen damals von weltlichen und geistlichen Oberherren zuteil wurde, erscheint uns heute verständlich. Leid können sie uns aber doch tun, diese erbärmlichen Menschen, wenn man erfährt, wie abschreckend die am Hungertuch nagenden, in Ehrfurcht ererbenden Leute zugerichtet und betrogen wurden. Wer möchte es ihnen verübeln, wenn sie Böses mit Argem vergalten!

Die Unmasse der Beschwerdeschriften, die von unten wie von oben kamen, zeigt so recht drastisch den Tiefstand der schulmeisterlichen Bildung und ist ein Gradmesser für die Dorfpädagogik des 18. Jahrhunderts.

Wie die Arbeit, so der Lohn — oder auch umgekehrt: wie der Lohn, so die Arbeit.

Der Schulmeister von Leba (Rektor) bekam 1750 „ein fürstliches Gehalt“, das sich folgendermaßen zusammensetzte: 5 Taler bar, zu Weihnachten aus jedem Hause (wenn er es sich eintrieb!) 1 guten Groschen, zu Ostern $\frac{1}{2}$ Groschen, Land für 3 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Gerste, 3 Scheffel Hafer Ausaat, Wiese mit 10 Fuder Heu. Hinzu: 30 Brote, 15 Fleischwürste, aus jedem Kahn 1 Gericht Fische, fürs Aufziehen der Uhr 2 Taler, aus dem Weiherchen Legat 6 Taler, an Schulgeld etwa 20—25 Taler, für Gratulationsgebühren schätzungsweise 4 Taler, bei Kindtaufen 5 Taler. Außerdem freies Holz, freies Malz, und „sonstige Einnahmen“. Ist er verheiratet, so erhält sein Weib aus der Kgl. Accisekasse 16 Taler und jedes Kind $1\frac{1}{2}$ Taler, fürs Gesinde $1\frac{1}{2}$ Taler. Über die Absindungen der übrigen Lehrer gehe ich lieber mit Stillschweigen hinweg.

Es gab aber auch Schulhalter, die bei dem färglichsten Lohn gewissenhaft und fleißig ihre Pflicht taten. Dessen wird der Laibner Schulmeister gerühmt, von dem der Pfarrer berichtet, er habe nur den einen Fehler: „daß er eben gar zu ungefähr zum Schulhalten sei“.

Die Schule war eigentlich der Lehrer. Das sahen viele Geistliche ein: wollten sie die Schule in die Höhe bringen, so mußten sie zunächst für besser gebildete Lehrer sorgen. Deshalb nahmen einige, weil sie andere Wege nicht fanden, die Hebung des Lehrerstandes selber in die Hand. Sie hielten Konferenzen ab, gaben den Lehrern Anweisungen im Unterrichten, prüften sie selber in den Elementarfächern, manchen mußten sie die schweren Schulkünste Lesen, Schreiben, Rechnen, erst beibringen.

Vom innern Leben der Schulen, wie schon gesagt, erfahren wir aus den sonst so gesprächigen Chroniken fast nichts. Aber wie die Schulmeister, so war ihre Pädagogik: asthmatisch, knöcherig, griesgrämig, knechtisch.

Auf die Frage nach dem Unterrichtsbetriebe in den Dorfschulen antwortet ein Bericht vom Jahre 1791: Methode haben sie keine. Aber es wäre zu wünschen, wenn sie die Gabe zu unterrichten hätten. Aus der Lebaer Schulstatistik von 1788 entnehmen wir, daß alle 70 Kinder ohne Unterschied des Alters und des Fortschrittes zu gleicher Zeit und in einer Kolonne unterrichtet werden. Schulpläne sind nicht vorhanden, Zeit und Dauer des Unterrichts bestimmt die Jahreszeit und das Wetter. Die Fächer sind täglich dieselben. Von 70 Schülern können 50 buchstabieren, 18 lesen, 10 schreiben, 7 rechnen. Die Fischerkinder kommen halbnackt zur Schule. — Der Garzigarer Bericht aus jener Zeit lautet ähnlich und noch trüber: Der Schulmeister Methode besteht darin, daß sie die Kinder in der Bibel erst die Buchstaben lehren, dann buchstabieren und nachher im Katechismus lesen und denselben auswendig lernen lassen. Das Schreiben ist nur ein Nachmalen der Buchstaben. Andere Bücher als Gesangbuch und Bibel besitzt der Lehrer nicht. In einigen Dörfern können die Schüler nur die Bibel ausschlagen.

Der Werdegang eines Lehrers zu Ende des 18. Jahrhunderts ist bald erzählt. Wer in der Dorfschule gewiht genug war und dazu gottesfürchtige und ehrgeizige Eltern hatte, die ihren Jungen nicht gern ins Gutsscharwerk geben wollten, der war von der Vorlehung zum Schulmeister bestimmt. Er ging zu seinem pädagogischen Dorfmeister eine Zeitlang in die Lehre, holte sich in Privatstunden vom Pfarrherrn die nötige Bildung, erlernte darauf das zum späteren Lebensunterhalte nötige Handwerk, dessen Wahl ziemlich frei stand, und konnte sich jetzt zwecks Anstellung beim Pfarrer oder Superintendenten zur Prüfung melden. Vor diesem Staatseramen mag mancher mehr gezittert haben als heute ein Kandidat vor der Assessorenprüfung, wiewohl die gemütvoll harmherzigen Prüfungskommissionen so leicht niemand durchfallen ließen, vielmehr recht glücklich waren, wenn sich nur jemand meldete. Nur wenn sich meh-

rere zugleich einsanden, wurde der jüngere bevorzugt, weil — nach dem Eingeständnis des Garzigerer Präpositen — die allermeisten Bewerber die Stelle nur deshalb begehrten, um doch wenigstens freie Wohnung und notdürftige Feuerung zu haben, im übrigen waren sie auf ihre „Profession“ angewiesen. „Sie können“, heißt es im Lauenburger Bericht, „da sie sehr geringe Bildung oder gar keine genossen haben, nur notdürftig lesen und schreiben, in ihrer schlechten Sprache kommen noch viele kaschubische Brocken vor. In der Prüfung hat kaum einer seinen Lebenslauf schreiben können, kaum einen Hochzeitsbrief oder Patenbrief.“

Hier breche ich meine Darbietung ab, um den Leser mit Häufung des Tatsachenstoffes nicht zu ermüden und mich nicht zu wiederholen. Die Zeit, von der ich erzählte, ist längst begraben, und den Hügel decken Gras und Efeu. Ohne Bitterkeit, aber auch ohne Ueberhebung können wir heute auf jene Kinderzeit unserer Dorfschulen blicken und ihre Kinderkrankheiten verstehen.

Es ist erstaunlich, wie frisch und schneidig der Geist der Befreiungskriege in die Schulverwaltung fuhr, alles Morsche, Dümpte, Krankhafte aus der Zeit des versessenen Jahrhunderts hinwegfegte und neues Leben weckte.

Damit beginnt ein neues Schulzeitalter: das der Jugendblüte.

Johannes Dittberner †.

In Sorau N.-L., wo er seit 1906 als Organist, Gejanglehrer und Chorleiter wirkte und höchst Erstaunliches leistete, ist am 19. Februar der verdientvolle Kirchenmusiker Johannes Dittberner plötzlich und unerwartet verschieden. Am 23. November 1869 in dem Dorfe Linde bei Neustettin geboren, bereitete sich unser Landsmann zunächst in Massow und Dramburg auf den Lehrerberuf vor. Als er dann in Köslin eine feste Anstellung fand, trat durch den Einfluß des dortigen Musikdirektors E. Derkis der entscheidende Wendepunkt in Dittberners Leben ein: er sattelte um und wurde in Berlin Schüler des Sternschen Konseratoriums und von Irrgang, Buzler und Theodor Krause, lauter tüchtigen Theoretikern und Praktikern. Dittberners Verdienste liegen vor allem auf musikalischem Gebiete. Seiner unermüdlichen Forscherarbeit entsprangen die einzige in ihrer Art dastehende Sammlung „Klassische Meister des Choral-sanges“ (Verlag Schweers u. Haake, Bremen), einstimmig anerkannt als Idealwerk für Kirchenhöre, und die Herausgabe von Chorgesängen und geistlichen Liedern von Heinrich Schütz, Karl Phil. Em. Bach, Joh. Wolfg. Frank und Mich. Praetorius. Von seinen eigenen Kompositionen sind die „Weihnachtslieder vom Licht“ (Breitkopf und Härtel) und der Liederzyklus „Vom Ziele des Lebens“ (F. W. Gadow, Hildburghausen) höchst beachtenswert.

Erich Müller-Steglitz.

„Gute Jagdbeute.“

In der „Rügenschen Zeitung“ finden wir folgende Notiz:

Zingt, 2. März. Gute Jagdbeute. Dem Guts-pächter Gau, Pramort, gelang es, mit einem Schuß einen Seeadler herunterzuholen. Derselbe hat eine Flügelspanne von 2,10 Meter. Gau's Hund hatte sich zu nahe an den sich im Todeskampf befindlichen Adler herangemacht und wurde sehr übel von diesem zugerichtet.

Schade, daß nur der unschuldige Hund eine Ohrfeige bekam. Im übrigen: also wieder einer der Könige der Lüste weniger, menschlicher Eitelkeit zum Opfer gefallen. Denn einen anderen Zweck hat solche Schiekerei nicht. Ein Zufall bringt den Vogel dem Schützen vor die Flinte. Kein Mut, keine Ausdauer, keine Klugheit hat der Schütze erwiesen. Keinen Feind hat er niedergerungen. Aber die Heimat um eine Zierde ärmer gemacht, den Natursfreund um

einen Gegenstand stolzer Freude. Auch ein Ruhm! — Schade, daß die Zeitungen diesen „Lünen“ Schützen immer noch Denkmäler setzen. Wenn es so weitergeht, wird die Zeit kommen, wo wir einen Denkstein anderer Art errichten: „Hier starb der letzte der Edlen der Lüste von Mörderhand.“

R.

Auf der Kinojagd im Hochgebirge.

In Wort und Schrift ist auf die unheilvollen Einflüsse des modernen Kinowesens oder besser Unwesens auf das Gemüt des Kindes hingewiesen worden. Und doch, ein wie gutes Anschauungsmittel ist der Film, wenn er pädagogisch einwandfrei ist! Das haben die leitenden Schulmänner auch schon erkannt und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß sie den Film in den Kreis der Schule einbezogen haben. Aber nicht allein die Schule kommt in Betracht; die große Masse der Kinobesucher ist mehr oder weniger den Einflüssen des Kinos zugänglich, sodaß auch für sie die meistgebotenen Vorführungen von Liebes-, Mord- und Schauerromänen eine Vergiftung der Volksseele bedeuten. Nicht umsonst hat sich daher der „Deutsche Ausschuß für Lichtspielreform“ mit dem Sitz in Stettin gebildet, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, nur einwandfreie Filme herzustellen und vorführen zu lassen. Das Gebiet des Filmphotographen ist groß und es würde zu weit führen, alle Möglichkeiten einzeln aufzuführen. Nur auf ein Gebiet soll in dieser kurzen Abhandlung das Augenmerk gerichtet werden: des Films aus dem Reiche der Natur, insbesondere der Tierwelt. Die — leider — nur sehr wenigen Hersteller solcher Filme sind an den Fingern abzuzählen; ja, man kann ohne Übertreibung die Behauptung aussstellen, ihre Zahl beträgt nicht ein Dutzend. An erster Stelle wäre da der „Bund für Vogelschutz“, Sitz Stuttgart, zu nennen, der schon seit Jahren planmäßig auf diesem Gebiete erfolgreich gewirkt hat. Es gewährt einen hohen Genuss, einer Veranstaltung des Bundes beizuwohnen. Zahlreiche Bilder führen in das Reich der Vogelwelt, der Insekten, der Flora und auch der Säugetiere. Was wäre geeigneter, in das junge Gemüt des werdenden Menschen, namentlich, der in einer Großstadt aufwächst, die Liebe zur Natur und zum Menschen einzupflanzen, als die regelmäßige Vorführung solcher Filme? Da wird jeder beipflichten, der einmal solche Schaustellung mit angesehen hat. Befriedigt wird jedermann, der nur ein Fünfchen von Liebe zur Natur im Herzen hat, nach Hause gehen. Doch die wenigsten machen sich einen Begriff von der Schwierigkeit der Herstellung solcher Filme und ich glaube, es wird von Interesse sein, dem Photographen auf einem seiner Jagdzüge im Geiste zu folgen.

Auf schmalen Bergpfad ist das umständliche Gerät und die sonstigen zum Leben gerade notwendigsten Gegenstände etliche Meter hoch über dem Meeresspiegel herauszuschaffen. Eine Hütte, die im Sommer dem Sennen zum Aufenthalt dient, ist die Wohnung der Photographen. Für einen allein ist die Arbeit zu umfangreich; gibt es hier oben doch nicht allenthalben Gasthäuser, in denen man bequem wohnen kann. Die Arbeitsgenossen dürfen daher nicht nur ihr Fach beherrschen, sie müssen auch noch für ihren Unterhalt selber sorgen. Ein offenes Herdfeuer vertritt die Stelle einer wohleingerichteten Küche; Heu ist das Lager und der Ofen hat zur Winterzeit einen recht hungrigen Magen; so daß die nötigen Holzmengen gesägt und zerpalten werden müssen.

Erfundungen haben vorher den Stand des Wildes ergeben. Es soll versucht werden, Gemsen auf dem Film zu bekommen. Nun tritt noch ein neues Erfordernis an die Photographen heran; sie müssen mit den Lebensgewohnheiten des Wildes vertraut sein, wollen sie nicht mit unbekleideten Filmen heimziehen. Endlich ist alles soweit hergerichtet, daß die Arbeit beginnen kann. Proviant ist für eine Woche heraufgeschafft und auch der Ofen kann für diese Zeit gespeist werden; eines fehlt nur. Die Gemsen sind nicht da; also auf die Suche, um festzustellen, wo sie sich aufhalten! Mehrere Tage vergehen, endlich sind sie aufgefunden. Die etwas gelinder gewordene Witterung hat sie ver-

anlaßt, die Berge höher hinauf zu wechseln. Wir sehen, wie das Wild am Grat entlang geht und an der höchsten Stelle nach Rastung sucht. Soweit schiebt unser Geschütz aber nicht. Die Parole heißt also: Abwarten! — Einige Tage vergehen, die Witterung ist so geblieben wie sie war, und die Gemsen sind immer noch hoch oben, wohin wir nicht reichen können. Ueber Nacht schlägt das Wetter plötzlich um. Sturm jagt die Wolken über die Berge, dazwischen wirbelt der Schnee. Gegen Abend scheint es besser zu werden, doch diese Rechnung ist falsch. Sturm und Schneefälle halten noch etliche Tage an. Die betrübende Tatsache steht vor uns, daß der Proviant zu Ende ist und das Holz im Ofen verschwand. Da bleibt nichts anderes übrig, als bei des wieder für eine Woche heranzuschaffen. Einige Tage vergehen, ehe wir sagen können: „Jetzt kann die Arbeit wieder zu beginnen versucht werden“. Vorsichtshalber sage ich, — versucht — denn die Gemsen richten sich nach ihrem eigenen Kopf, und auf das Wetter haben wir auch keinen Einfluß.

Mittlerweile hat der Wind nachgelassen, Schnee fällt zwar nicht mehr, dafür deckt er aber kniehoch den Erdboden. Wieder machen wir uns, bewaffnet mit einem Fernglas, auf, um nach unsren Gemsen zu suchen. Der Schnee hat sie von ihrer luftigen Höhe am Grade vertrieben; wir müssen daher mehr nach den Bergabhängen Ausschau halten. Die dem Boden anliegenden Berglöcher brechen fast unter der Schneelast. Abschnitt für Abschnitt sucht das Auge die Gegend ab, aber kein Rudel Gemsen läßt sich blicken. Doch was war das? — Bewegt sich nicht jener dunkle Punkt, den wir für eine Berglöcher hielten? Da haben wir sie also glücklich wieder aufgestöbert. Die Tiere krazen sich mühsam unter den Latschen ihre Nahrung vom Schnee frei. Das Scharren ist deutlich zu erkennen. Doch da hatten wir die Bescherung! Der Qualm unserer Tabakspfeifen zieht in der Richtung auf die Gemsen ab und da sie nun unjere Witterung erhielten, auch sie. Der Wind, der sie ihnen zutrug, hat uns verraten. Die feine Nase der Gemsen hat uns gewittert und Gefahr ahnend suchten sie das Weite. Ein Tier nach dem andern geht an jener Latschenlinie vorbei, so daß wir sie wenigstens zu Gesicht bekommen. Das ist der einzige Trost an diesem Tage. Wir freuen uns aber, daß die Gemsen nicht ganz abgewandert sind. Mit der Hoffnung, unsere Ausdauer schließlich doch noch belohnt zu sehen, legen wir uns zur Nachtruhe nieder. klarer blauer Himmel lacht uns am andern Morgen entgegen. Vielleicht treffen wir sie heute in der für die Aufnahme günstigen Gegend. Der Apparat wartet schon lange darauf. Wir brechen frühzeitig in der Richtung auf die Stellung auf. Ihr gegenüber ragt eine fast steil emporsteigende Felswand zum Himmel auf. Der von Schnee wie bezuckert ausschende Rücken des Grates hebt sich prächtig vom Blau des Firmamentes ab. Eine klare Lichtfülle herrscht. Recht günstig für die Beleuchtung des Films; bessere Vorbedingungen für die Aufnahmen sind nicht denkbar.

Allmählich kommen wir unserer Stellung näher. Wenn der Wind auch für uns günstig ist, so heißt es doch sehr vorsichtig an den Apparat heranzukommen, um nicht gesehen zu werden. Mancher Tritt geht da fehl. Der Fuß findet in den zugewehrten Felspalten keinen Halt und sinkt tief ein. Der Bergstock muß ihm da beim Herauskommen behilflich sein. Endlich sind wir nach überstandenen Mühseligkeiten an Ort und Stelle. Die Schuhhülle des Geschützes wird von der Schneedecke befreit und heruntergenommen. Alles ist zur Aufnahme bereit. Unsere früheren Erfundungen haben ergeben, daß bei dieser Witterung die Gemsen an der Felswand sein müssen. Da heißt es also mit vereinten Kräften, die Wand Stück für Stück abzusuchen. Endlich haben wir sie. Nicht ahnend, daß zwei Menschen sie im Film verewigen wollen, suchen unsere Gemsen ihre Nahrung. Emsig krazen sie mit dem Fuße den Schnee weg, um zur Pflanzendecke zu gelangen. Das muß auf der Leinwand ein recht schönes Bild geben! Flugs suchen wir uns aus dem ganzen Rudel mehrere beisammen stehende Tiere aus und richten unser Geschütz darauf ein. Ein kurzer Blick auf die richtige Einstellung der Blende —

ein Versagen würde die mühsam vorbereitete Aufnahme durch falsche Belichtung des Films zunichte machen — und in wenigen Minuten wird die erste Filmrolle abgekurbelt. Während der Aufnahme ging ein Tier höher hinauf und gehorsam folgte der Apparat nach mehreren Kurbeschlägen und verfolgte es auf seinem Wege. Der Film ist zu Ende. Da heißt es nun schnell die Kassetten zu wechseln, ehe unsere Gemsen abziehen und zwischen Latschen verschwinden. Mit wenigen Griffen ist das geschehen und die zweite Rolle wird belichtet. Ehe aber noch eine dritte Rolle eingerichtet werden kann, setzt sich das ganze Rudel in Bewegung und verschwindet aus dem Gesichtsfeld der Kamera. Jedenfalls sind wir schon mit dem wenigen zufrieden und müssen unsere Hoffnung auf die nächsten Tage setzen. Manche Rolle muß noch belichtet werden, ehe der Besucher eine Viertelstunde lang den Film — „Aus dem Leben der Gemsen“ — ansehen kann und manche Woche kann vergehen, bis wir wieder einmal eine günstige Gelegenheit zu einer Aufnahme erwischen. —

Das wäre ein Einblick in die Arbeit mit ihren Leiden und Freuden eines Naturfilmphotographen. Keine noch so große Mühe und keine Strapazen sind ihm zu viel, ein Tier zu überlisten und auf den Film zu bekommen. Kein Misserfolg darf ihn ermüden lassen und jeder Erfolg ermutigt und treibt ihn immer schwereren Aufgaben entgegen; mit dem Bewußtsein, beizutragen zur Förderung der Wissenschaft, zur Gesundung des Volkes und Erweckung von Liebe und Verständnis zur Natur.

Drum sollte jeder, der sie schon besitzt, sich verpflichtet fühlen, sein Schriftsteller dazu beizutragen, dem Bund für Vogelschutz durch seine Mitgliedschaft instand zu stehen, weiterhin und in noch größerem Umfange auch in dieser Weise tätig zu sein. —

Im Allgäu, 10. Dezember 1919.

Hans Bremer.

*
Beitrittsklärungen nimmt entgegen: Ornithologe Paul Robien, Museum Stettin, Hakenterrasse, Eing. Dohrnstraße.

Beiträge zur pommerschen Sagentunde.

Von W. Schonegg.

24. Bineta.

Weise: Steh' ich in finstrer Mitternacht.
Bineta, alte Märchenstadt,
Die tausend goldne Türme hat,
Einst drang dein Ruhm durch Erdenrund.
Jetzt ruhst du auf dem Meeresgrund.

Manch Fischer, der um Mitternacht
Bei seinem Netz sich mühend wacht,
Hat deine Zauberpracht erschaut,
Die auf Kristall sich aufgebaut.

Und wenn ihn dann die Flut umrauscht,
Hat er dem Glockenspiel gelauscht,
Das seinen Sinn gefangen nahm,
Bis er in deine Tiefen kam.

Zur Sommerssonwend-Geisterstund'
Steigt du empor vom klaren Grund
Zu altem Leben, altem Glanz,
Zu frohem Reigen, Spiel und Tanz.

Kein lebend Aug' hat dich gesehn.
Wann wirst du wieder neu ersehn?
Ich weiß: Wenn einst das Weltmeer frei.
Ach, daß der Tag nicht ferne sei!

25. Der Spuk in der Schneiderwerkstatt.

In Torgelow, Kreis Uecker-Münde, hatte ein Schneidermeister mehrere Gesellen und Lehrburschen, die in einem Raum neben der Werkstatt schliefen. Im Jahre 1912 nahm der Meister einen neuen Gesellen an. Raum hatte der seinen Einzug gehalten, so begann in der Werkstatt ein unheimliches, nächtliches Treiben. Hatten sich Gesellen und

Burschen zur Ruhe begeben, so hob in der Werkstatt ein Rumoren an, als ob Tische und Stühle gerüttelt und gestoßen und schließlich wild durcheinander geworfen würden. Zündete man Licht an, um nach der Ursache des Lärmes zu forschen, so war alles still, und Möbel und Gerätschaften standen an ihrem Orte.

Bald fiel es den anderen Schlafkumpanen auf, daß der neue Geselle während dieser Vorgänge stets die Bettdecke über den Kopf zog und erst wieder zum Vorschein kam, wenn alles vorüber war. Er war dann in Angstschweiß gebadet, machte einen völlig verstörten Eindruck und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Der Meister, der davon erfuhr, nahm den Neuling ins Gebet. Da erzählte der Geselle, daß er auf seiner Wanderschaft einst am Abend in ein Dorf gekommen sei. Bei der Kirche sei ihm ein Mann entgegengetreten, der einen Sack trug, in dem sich ein lebendes Wesen befand. Der Fremde habe ihm einen Taler geboten, wenn er mit dem Sack dreimal um die Kirche herumlaufen wolle. Er habe eingewilligt und den versprochenen Taler erhalten. Aber seit jenem Abend verfolge ihn der Spuk.

26. Der Spuk im Bauernhause.

Ganz ähnliche Wahrnehmungen, wie in der Schneiderstube zu Torgelow, machten vor etwa 25 Jahren die Bewohner eines Bauerngehöftes, das als einsamer Ausbau vor einem Dorfe an der uckermärkischen Grenze lag. Hier fielen in dem allgemeinen Lärm auch die schweren Gewichte der alten Wanduhr mit Gepolter zu Boden. Dort wurden sie am nächsten Morgen aufgehoben. Der Knecht des Bauern, der sich auch vor dem Leibhaftigen nicht gefürchtet hätte, stürzte, als wieder einmal der Spuk in dem Wohnzimmer sein Treiben begann, in den dunklen Raum, sah dort ein Männlein huschen, packte es bei seinem langen Bart und setzte es unter dessen jämmerlichem Geschrei auf den Ofen. Darauf zündete er Licht an, um den kleinen Störenfried auch den übrigen Hausbewohnern zu zeigen. Mittlerweile war aber der Wicht verschwunden. In Zukunft hatten die Bewohner des Hofs Ruhe.

27. Vom Kutscher mit der schwarzen Kunst.

Die reichen Edelherren in dem gesegneten Ländchen Neuopommern hatten, wie auch anderswo im deutschen Vaterlande, in früherer Zeit allerlei sonderbare Liebhabereien. Einer von ihnen hatte seine Freude daran, mit vier wilden Hengsten zu fahren, die kaum ein Mensch bändigen konnte. Ein Kutscher nach dem andern mußte entlassen werden, trotzdem der Herr immer höhere Löhne zahlte. Zuletzt fand sich in der ganzen Umgegend niemand mehr bereit, den gefährlichen Posten des Rosselenkers zu übernehmen. Da bot der Edelmann einen so hohen Lohn aus, wie er für ein derartiges Amt noch nie erhört gewesen war, und es fand sich auch wirklich nach kurzer Zeit noch einer, der es übernahm. Wenn er die Leine in die Hand nahm, so gehorchten ihm die unbändigen Tiere wie willlose Lämmer. Der Ruf des fünen Kutschers drang in die ganze Nachbarschaft. Man sprach allgemein davon, daß er die schwarze Kunst besitze. Einst weiste sein Herr als Festgast auf einem befreundeten Edelsitz. Man sprach viel von seinem Gespann und alle Anwesenden waren begierig, die Kunst des fünen Rosshändlers mit eigenen Augen zu schauen. Das Fest war vorüber. Der Besitzer der wilden Tiere befahl „Anspannen“. Sausend und schnaubend kam das Gefährt daher gerollt. Wer beschreibt aber das Erstaunen aller Anwesenden, als man gewahr wurde, daß die Hengste ungezähmt waren. Wie festgebannt blieben sie vor der Freitreppe stehen. Der Herr stieg ein, und die Kutsche raste davon.

Einst hatte der Kutscher seinen Biererzug vor eine schwere eiserne Walze gespannt und zog damit auf den Acker. Da wurden plötzlich die Rosse wild und gingen durch. Der Kutscher geriet unter die Walze. In demselben Augenblick, als sich die schwere Last auf seinem Körper befand, standen die Tiere, von unsichtbarer Hand gehalten,

still und konnten nicht vom Fleck. So fand man sie am Abend und auch die Leiche ihres Lenkers. Wäre die Walze über ihn hinweg gegangen, sicher wäre er auf dem weichen Ackerboden mit dem Leben davongekommen. Aber er hatte um des hohen Lohnes willen seine Seele dem Teufel verschworen. Seine Zeit war abgelaufen, und der Böse hatte im entscheidenden Augenblick den Tieren in die Zügel gegriffen.

28. Das Gespenst von Drosedow.

In Drosedow bei Loitz ging vor Jahren in der Dunkelheit ein Gespenst in den ungläublichesten Gestalten um, das die Ortsbewohner oft in Furcht und Schrecken versetzte. Ein verliebter Bursche ließ es sich trotzdem nicht nehmen, mit einem derben Knüppel bewaffnet, allabendlich die Erwählte seines Herzens aufzusuchen. Da vertrat ihm eines abends ein dreibeiniger Gaul den Weg, der ihn aus feurigen Augen unheimlich ansah. „Du verflucht soll Hex“, sprach der Bursche, „wirkt mi woll uß noch grugen moaken!“ Damit hieb er auf den Gaul ein; aber schon im nächsten Augenblicke hatte ihn das Gespenst bei den Ohren und richtete ihn so jämmerlich zu, daß ihm für lange Zeit die Lust zum Brauten verging.

29. Vom Geistergottesdienst.

Ein altes, frommes Mütterlein in der Nähe von Stralsund ging am Sonntag zur Kirche und schlief ein. Der Gottesdienst war beendet. Die Gemeinde verließ das Gotteshaus und die Kirche wurde verschlossen. Als das Mütterlein erwachte, war es Abend geworden. Niemand hörte ihr Pochen an Tür und Fenstern; denn die Kirche stand einsam auf dem Friedhofe, fern von allen menschlichen Wohnungen. Von Angst, Hunger und Müdigkeit überwältigt, legte sich die Greisin auf eine Bank und schlief abermals ein. So fanden sie am anderen Tage die Konfirmanden, die zum Unterricht in die Kirche kamen. Die Alte hatte ein ganz verschwollenes Gesicht und blutunterlaufene Stellen an Kopf und Gliedern und war von der überstandenen Angst halbtot. Sie berichtete: Als die Turmuhr zwölf schlug, sei sie plötzlich erwacht. Die Kronleuchter und Altarkerzen zündeten sich von selber an. Die Orgel begann zu spielen, und die Geister der verstorbenen Dorfbewohner hielten ihren Gottesdienst ab. Auf einmal fühlte die alte Frau sich von unsichtbaren Händen gepackt und durch die Luft hin- und hergeworfen, bis sie bewußtlos auf einer Bank liegen blieb. Wenige Tage darauf ist dann das Mütterlein gestorben.

30. Die Schatzgräber in Parow.

Ein Mann aus Parow, Kreis Franzburg, erzählte, daß in seiner Jugend an einer bestimmten Stelle in der Nähe des Dorfes Geld gebrannt habe. Zwei beherzte Männer, von denen der eine ein Lahmes, aber mutiges Schneiderlein war, beschlossen, den Schatz zu heben. Mit Spaten bewaffnet, gingen sie um Mitternacht schweigend an den bewußten Ort. Ohne ein Wort zu verlieren, begannen sie zu graben, bis sie auf einen großen Kessel voll Gold stießen. Stumm banden sie an den Bügel des Kessels einen starken Strick und fingen an, den Schatz aus der Tiefe an die Oberfläche zu ziehen. Plötzlich war bei ihnen ein winziges Männlein, das die beiden durch allerhand Neckereien in ihrem Vorhaben zu hindern versuchte. Aber die Schatzgräber blieben standhaft und stumm. Glücklich brachten sie ihre Beute heraus, steckten durch den Kesselbügel eine kräftige Stange, hoben die schwere Last auf ihre Schultern und machten sich auf den Heimweg. Das Lahme Schneiderlein ging hinten, indes das Männlein ihm auf dem Fuße folgte und unentwegt spöttisch rief: „Kief, wo de Schneider hinkt, kief, wo de Schneider hinkt!“ Der mußte seine stumme Wut ob solchen fortgesetzten Spottes ingrimmig verbeißen. Die Stange drückte. Die Furcht, der Schatz könnte noch im letzten Augenblicke entschwinden, trieb ihm den Angstschweiß aus den Poren und alle Winde ins Gefroße, wo sie furchterlich rumorten. Allein der Schneider wagte nicht, dem beengten Herzen Luft zu machen,

weil er wußte, daß bei diesem Beginnen jeder Ton von Schaden sein könnte. Die Haustür war erreicht und der Bordenmann schon im Flur. Mit dem rechten Fuße trat auch schon der Schneider über die Schwelle. Noch einmal rief das Männlein hinter ihm die spottenden Gedichte. Da konnte der Schneider, der seinen Schatz schon unter dem Dache geborgen glaubte, sich nicht länger halten. Er ließ einen weithin hörbaren Wind in die stille Nacht hinausgehen, indem er zornig rief: „Rük, wo de Schneider stinkt!“ Und Schatz und Männlein waren verschwunden.

31. Die „Schwiensbrügg“ bei Prohn.

Acht Kilometer von Stralsund entfernt liegt das Dorf Prohn. Die Chaussee, die dorthin führt, geht hinter Klein-Keddingshagen über einen Wassergraben, der mit Hilfe eines Rohrdurchlasses heute unter der Chaussee hindurchgeleitet wird. Diese Stelle heißt im Volksmunde der Umgegend die Schwiensbrügg.

Vor Jahren, als nur noch ein einfacher Landweg hier ging, lag über dem Graben eine dürftige Holzbrücke mit einem Balken als Geländer an der Seite. Ein Spitzbube hatte in Prohn ein Schwein gestohlen, in einen Sack gesteckt und diesen mit einem Strick zugebunden. Die freien Strickenden band er so zusammen, daß eine Schleife entstand, durch die er den Kopf steckte, nachdem er die Last auf den Rücken geladen hatte. So machte er sich auf den Weg nach Stralsund. An der Brücke wollte er sich verpusten. Er lehnte sich rücklings an das Geländer, sodaß der Sack auf demselben ruhte. Das Schwein, dem diese Unterlage wohl etwas hart und unbequem erschien, wurde unruhig. Der Sack glitt über das Geländer. Gleichzeitig verlor der Dieb den Boden unter den Füßen und blieb hilflos in der Schlinge hängen. So fand man ihn am andern Morgen als Leiche. Seit jener Zeit führt diese Stelle den Namen „Schwiensbrügg“ und der Graben heißt der „Schwiensgroaben“.

32. Ein Verstorbener versorgt ein junges Mädchen.

In Stralsund wohnte in der Gartenstraße ein junges Mädchen bei seinen Eltern. Es besuchte oft einen alten, kranken Mann in der Nachbarschaft. Als der gestorben und begraben war, erschien er ihr häufig am hellen Tage und sein Anblick beunruhigte sie. Wenn sie mit ihrem Bruder spazieren ging, so erblickte sie den Toten oft vor sich auf der Straße. Da sie dann aus Furcht nicht zu sprechen wagte, so stieß sie nur den Bruder an und wies nach der Stelle hin, wo sie den Verstorbenen sah. Der Bruder konnte niemals etwas entdecken. Im Hause saß die Erscheinung bald auf dem Treppengeländer, bald auf einem Schrank oder auf anderen möglichen und unmöglichen Gegenständen. Endlich teilte das Mädchen seine Wahrnehmung auch seinen Eltern mit. Der Vater, ein beherzter Mann, der weder an Spuk noch Gespenster glaubte, wies seine Tochter an, ihm sofort mitzuteilen, wann und wo sie den Toten sehe. Das Mädchen tat, wie ihr geheißen war, und der Vater hieb mit einem Krückstocke nach der bezeichneten Stelle. Dann war das Gespenst stets sogleich verschwunden. Als einmal die Mutter sich ein Herz fasste und mit dem Stocke zuschlug, sah die Tochter, wie der Hieb dem wiedererschienenen Toten quer durch den Leib schnitt. Unmittelbar danach überkam die Mutter eine Schwächeanwandlung, so daß sie zu Bett gebracht werden und es lange Zeit hüten mußte. Die Beunruhigung der ganzen Familie stieg immer höher; dann wurde beschlossen, eine andere Wohnung zu mieten. Von da an hatte das Mädchen Ruhe vor dem Toten.

33. Ein junges Mädchen sieht ein Begräbnis vorher.

Eine Frau, die heute in Greifswald lebt, ging einst als Mädchen in ihrer Vaterstadt Stralsund während der Dämmerstunde durch die Frankenstraße. Da sah sie von weitem vor einem Hause einen Leichenzug halten. Sie wunderte sich über die für solche Handlung ungewöhnliche

Tageszeit. Als sie näher kam, war der Trauerzug mit einem Schlage verschwunden. Am nächsten Tage ging das junge Mädchen wieder durch die Frankenstraße und sah vor dem Hause, vor dem er gestern verschwunden war, einen wirklichen Leichenzug sich in Bewegung setzen.

34. Wie ein Dieb durch einen Toten gepackt wird.

Nicht weit von der mecklenburgisch-pommerschen Grenze lebte in einem Dorfe ein alter, reicher Junggeselle. Aus Furcht vor Dieben legte er jede Nacht sein Geld unter sein Kopfkissen. Da er keine Erben hatte, ordnete er vor seinem Tode an, daß ihm sein Geld in den Sarg und zwar auch unter sein Kopfkissen gelegt werde. Das geschah dann auch. In der Nacht vor der Beerdigung stieg ein diebischer Nachbar durch das Fenster in das Totenzimmer. Dort lag die Leiche im offenen Sarge. Eben hob der Dieb mit der linken Hand das Kopfkissen des Toten an und streckte die rechte nach dem Geldbeutel aus, da packte ihn die kalte Totenhand mit eisernem Griff beim Handgelenk und ließ nicht mehr los. So fand man am nächsten Morgen den Leichenräuber.

Alle Bemühungen, ihn zu befreien, blieben erfolglos. Die starren Finger des Toten hatten die Diebeshand so fest umkrallt, daß keine menschliche Kraft imstande war, sie zu öffnen. Nun wäre es ein leichtes gewesen, so meinten einige Dorfbewohner, die Hand des Toten abzuschneiden. Allein niemand fand den Mut dazu. Man fürchtete sich vor dem Verstorbenen. Da dieser nicht mit ihm über der Erde, der Lebende aber nicht unter der Erde bleiben konnte, so beschloß man, sie beide in das Grabgewölbe unter dem Altar der Kirche zu bringen. Doch nur wenige Tage und Nächte extrug der gefesselte die grauenhafte Gemeinschaft der Toten in der Gruft. Flehentlich bat er, man möge ihm seine eigene Hand abschneiden, damit er nur noch einmal frei werde. Kaum war das geschehen, so griff der Tote höher und krampfte sich in den Muskeln des Oberarmes fest. Jetzt gab man die Hoffnung auf, den unglücklichen Dieb loszumachen. Wie die Leiche langsam verweste, so verging auch zusehends der Lebendige und starb eines allmählichen, qualvollen Todes.

35. Der Spuk in der Mühle.

Im Hotel „Zum Ratskeller“ in Bergen auf Rügen erzählte im Jahre 1907 der Hoteldiener folgende Geschichte: In meiner Heimat an der mecklenburgisch-pommerschen Grenze stand eine Mühle. In derselben starben immer die Gesellen, einer nach dem anderen, auf geheimnisvolle Weise weg. Kein Müller geselle wollte dort mehr Stellung nehmen. Schließlich fand sich doch noch ein beherzter Bursche. Der bat den Ortsgeistlichen, die erste Nacht mit ihm in die Mühle zu kommen. Der Pastor willigte ein und wies den Gesellen an, mit Kreide vor seinem Bett auf dem Fußboden einen Kreis zu schlagen und in seiner Mitte ein Kohlenfeuer anzuzünden. Der Müller gehorchte und legte in die Kohlenglut eine derbe eiserne Stange. Als die Geisterstunde herantam, erschienen auf geheimnisvolle Art zwölf bunte Katzen, so bunt, wie sie weder der Müller noch der Pastor je gesehen hatten. Die Katzen setzten sich im Kreise um das Feuer und eine von ihnen begann, indem sie den Kopf nach rechts und links wandte, zu sprechen: „Wollen wir, dann wollen wir.“ Unter den gleichen Kopfbewegungen wiederholte die Katzenschar die Worte und schickte sich an, über die beiden Männer herzufallen. Doch der mutige Müller ergriff die glühende Eisenstange und mit den Worten: „Wollen wir, so wollen wir!“ hieb er auf die Unholden ein, bis auch die letzte verschwunden war. Als am anderen Morgen der Geselle, wie gewöhnlich, zum Frühstück in das Haus des Müllers kam, lag die Müllerin mit zerstochenem Gesicht und Körper und mit gebrochenen Gliedmaßen im Bett und starb bald darauf. Dem Gesellen aber und seinen Nachfolgern ist hinsicht nie mehr ein Leid widerfahren.